

# Für die Kirche komponieren?

■ Eine Anfrage als Briefwechsel zwischen GUNTER WALDEK und PETER PAUL KASPAR

*Lieber Gunter, Du schreibst zwar nicht hauptsächlich, jedoch hin und wieder Musik für den Gottesdienst. Wie siehst Du die Chancen, angesichts der beschränkten Möglichkeit von Laienhören einerseits, und der Hörgewohnheiten der meisten Kirchenbesucher andererseits, zugleich ausführbare, aber auch „ansprechende“ Kirchenmusik zu schreiben: „Ansprechend“ heißt hier, dass die Musik als „Klangrede“ ja zu den Menschen sprechen, also auch verstanden und angenommen werden will. Und all das in einer zeitgemäßen Tonsprache. Geht das überhaupt? Paul*

Lieber Paul! Eines meiner größten Anliegen als Komponist ist es, verstanden zu werden – vielleicht manchmal unter der „Auflage“, dass man sich dazu ein bisschen anstrengen muss, aber zu meiner Musik gibt es immer einen relativ direkten Zugang. In vielen Fällen führt dieser Weg über nicht-musikalische Bereiche oder assoziative Vorstellungen, denn ich sehe meinen Ausdruckswillen nicht so sehr in einer „abstrakten“ Musik, sondern vielmehr in einer ganzheitlichen künstlerischen Aussage. Texte und Bilder haben mich immer schon sehr inspiriert und gereizt, und in den letzten Jahren wendet sich mein Oeuvre tendenziell solchen Werken zu, die im Team mit anderen (meist Dichtern, aber auch Regisseuren, Malern oder Tänzern – übrigens eine ganz spannende Aufgabe!) geplant werden und entstehen.

Bei liturgischer Musik gibt es für mich gleich zwei außermusikalische Ebenen: einmal den Text an sich, und dahinter die Aussagen, die dieser Text beschreibt. Das nüchterne Wort „Aussagen“ habe ich bewusst gewählt, um „auf dem Boden“ zu bleiben – denn häufig sind es ja Mysterien, verschlüsselte Bilder, tiefe Lebensweisen, um die es da geht und die mit

Worten nur unzureichend beschrieben, oft nur angedeutet werden können. Da trifft es sich gut, dass auch die Musik eine Kunstsparte ist, die viel weniger konkret beschreiben kann als die Literatur – die Stärke der Musik sind die Stimmungen, die Zwischentöne, die Farben – also das „Lesen zwischen den Zeilen“. Daraus ziehe ich den Schluss, dass die Musik imstande ist, das, was der Text nicht exakt beschreiben kann, atmosphärisch anzudeuten und anklingen zu lassen – im Zuhörer „zum Schwingen“ zu bringen; und im Fall liturgischer Texte sind dies genau die „Geheimnisse“, die den Gläubigen nahegebracht werden sollen. Daraus folgt für mich, dass Musik eine adäquatere Ausdrucksform von Religiosität ist (oder zumindest: sein kann) als der reine Text – nicht umsonst gibt es den Begriff „himmlische Klänge“ ... Wenn es gelingt, diese Einstellung zu vermitteln und aufs „Publikum“ (in der Kirche spricht man ja eher von „Gottesdienstbesuchern“) zu übertragen, dann sollten die Hörgewohnheiten keine entscheidende Rolle spielen: Es geht eben um etwas anderes – wie es ja in der Kirche überhaupt um „etwas anderes“ geht als um den gewohnten Alltag, auch wenn ein Bezug zum Alltagsleben hergestellt werden soll. Da ist dann der „gewohnte Klang“ ebenso wenig am Platz wie die „gewohnte (Umgangs-) Sprache“, und beide Aspekte passen wunderbar zusammen.

Die von Dir angesprochene zeitgemäße Tonsprache ist für mich nicht unbedingt ein Gegensatz zum Einsatz von Laienhören – man muss eben Rücksicht nehmen auf den geringeren Grad musikalischer Fertigkeiten, aber gangbare Wege lassen sich meist finden. Es darf eben niemand erwarten, dass ein kleiner Antwortpsalm in die Musikgeschichte eingehen wird. (Obwohl es auch das immer wieder gegeben hat – man



Gunter Waldek, Jahrgang 1953, studierte Musik und Romanistik in Salzburg und lehrt seit 1982 am Linzer Bruckner-Konservatorium, der heutigen Anton Bruckner Privatuniversität, deren Vizerektor er ist. Zahlreiche Vokal- und Instrumentalwerke.

■ Durch das Mitsingen findet eine starke Einbindung und Identifikation der Gottesdienstbesucher statt.

denke an die Motetten der Niederländer.) Ich schreibe auch immer wieder Stücke für Kinder und Jugendliche, und auch da muss ich die Spielbarkeit berücksichtigen; das ist für mich weniger ein Problem, sondern eher eine Herausforderung, gut zu überlegen, welche Mittel ich einsetzen kann. Ich bin der Überzeugung, dass es auf die (künstlerische) Aussage ankommt und nicht auf die „Sprache“, in der sie vermittelt wird – so wie sich auch ein guter Roman nicht nur in seiner Originalsprache, sondern auch in Übersetzungen behaupten und durchsetzen kann.

Liebe Grüße! Gunter

*Lieber Gunter, Danke für die Antwort auf meine Frage! Meine zweite Frage richtet sich an Dich als – wenn auch musikalisch kompetenten – Hörer und Mitfeiernden einer ganz einfachen, sozusagen stinknormalen Sonntagsmesse in einer durchschnittlichen Pfarrkirche. Wie erlebst Du die Balance zwischen liturgischem und verbalem Geschehen und der jeweils „anfallenden“ Gebrauchsmusik? Das ist immerhin etwas, das im weiten Raum der christlichen Kirchen sehr verschieden ausgeprägt ist – etwa in der Spannweite zwischen dem strengen Gesang der Orthodoxie und dem swingenden und showartigen amerikanischen Freikirchenwesen. Wie lautet da Dein*

*Kommentar als Christ und Musiker? Eine weitere Frage könnte sich daran anschließen: Was würdest Du einem einfachen Gemeindepfarrer raten, der Dich um Rat fragt, wie man den gewöhnlichen Sonntagsgottesdienst – mit den Feiertagen also etwa 60mal im Jahr – musikalisch gestalten kann? Und das bei den praktischen und finanziellen Möglichkeiten einer durchschnittlichen Pfarre. Paul*

Lieber Paul! Zum Einstieg auf deine Frage eine persönliche – wenn man so will, leidvolle – Erfahrung: Ich besuche von Zeit zu Zeit Gottesdienste in einer Kirche, wo Gemeindegesang praktisch unüblich ist, abgesehen von „Stille Nacht“ oder „Großer Gott“. Dort gestalten die Mitglieder des Kirchenchores die Messen und singen vom Chor herunter die Lieder, die eigentlich die Gemeinde singen sollte, und keiner unten singt mit. Das finde ich sehr schade, manchmal sogar bedrückend, weil ja meiner Meinung nach durch das Mitsingen (als eine Form des Mitfeierns) auch eine starke Einbindung und Identifikation der Gottesdienstbesucher stattfindet – oder eben nicht. Zumindest ich als Musiker empfinde das so.

Etwas konkreter auf deine Frage eingehend: Ich würde mir wünschen, dass die von dir angesprochene Balance zwischen



Gunter Waldek als Dirigent.

Liturgie, Wort und Musik im Bewusstsein der Verantwortlichen (Pfarrer, Organist, Chorleiter ...) einen höheren Stellenwert und somit den liebevollen Umgang erhält, den sie verdient und auch braucht. Ich habe den Eindruck, dass die Gestaltung der Gottesdienste oft in Alltagsroutine erstickt. Wir Musiker haben ja im Prinzip dasselbe Problem, wenn wir Abend für Abend auftreten und im Extremfall als Orchestermitglieder die 24. Vorstellung einer an sich schon künstlerisch nicht besonders ergiebigen Operette abspielen. Aber da habe ich vielleicht einen kleinen Tipp: Man könnte sich vorstellen, die Gestaltung eines jeden Gottesdienstes so anzulegen, dass ein Besucher, der zum ersten Mal in seinem Leben da ist (und es könnte ja jeden Sonntag so jemanden geben) einen bleibenden positiven Eindruck mitbekommt – und da spielt für mich das Bewusstsein des „Gesamtkunstwerks“ von Liturgie, Raum (häufig barock, fast immer festlich, jedenfalls vom Alltag abgehoben) mit Licht und Kunst (Bilder, Statuen), Wort und Musik eine ganz große Rolle. So könnten wir mit allen Sinnen angesprochen werden (wenn der Geruch von Weihrauch und der Geschmack von Messwein noch dabei sind), und das ist eine große Chance, die fast immer vertan wird. Die meisten anderen Berufsgruppen haben das längst erkannt, weil ihr geschäftliches Überleben davon abhängt, ob sie in Lichteffekte und Berieselungsmusik investieren (ich will natürlich keine Oberflächlichkeit, ich will nur betonen, dass manche erkannt haben, wie man die Menschen erreichen kann). Warum kann der Gottesdienst nicht so etwas wie „Wellness für die Seele“ sein? Hie und da habe ich solche Gottesdienste erlebt, aber leider viel zu selten.

Wie man Gottesdienste musikalisch gestalten könnte? Meine Antwort ist ganz einfach: liebevoller und weniger konventionell! Ein Beispiel dazu aus meiner Heimatpfarre: Wann immer wir – und das ist dank rühriger und initiativer Kulturpolitiker im Ort nicht selten der Fall – musikalische Gäste aus anderen Ländern bei uns haben (Chöre usw.), werden diese meist in die Gestaltung eines Gottesdienstes eingebunden.

Und wenn das – so wie im letzten Sommer – Folkloregruppen eines internationalen Tanzkunstfestivals waren, dann kann man sich vorstellen, wie unkonventionell und bunt das Produkt ausfällt: Da passt dann vielleicht nicht jedes Lied, das eine südafrikanische oder chilenische Gruppe singt, so ganz genau zum „Anlass“, aber es wird zum Lob Gottes gesungen und alle spüren das. Das sind dann ganz „barocke“ Feste mit bunten Trachten und vielen Sprachen und Musik unterschiedlichster Stile (das ist vielleicht suspekt), aber die Kirche ist voll und alle Herzen sind offen ... Natürlich geht so etwas nicht immer und überall; aber ich möchte dafür plädieren, mit der Musik (und auch den Texten) nicht nur aus den „einschlägigen Quellen“ zu schöpfen (sei es das Gotteslob oder diverse Hefte der swingenden Kirche), sondern auch einmal etwas anderes zu versuchen. Mancherorts hat sich bewährt, z.B. Musikschüler einzubinden: Warum nicht einmal den langsamen Satz einer Sonate für Flöte und Gitarre zur Kommunion statt sechs Strophen irgendeines Liedes, das keiner mehr hören will?

Ähnliches schlage ich auch für den sprachlichen Anteil vor. Als Komponist befasse ich mich in den letzten Jahren sehr intensiv mit Literatur und Autoren, weil mein persönlicher Trend ganz deutlich in Richtung Kooperationen geht. Und da finde ich immer wieder Texte, die eine religiöse Aussage oder wenigstens einen „Weisheitskern“ haben. Ich montiere solche Passagen gerne zu Textvorlagen meiner Kompositionen zusammen, aktuell gerade auch für zwei sakrale Werke (eine Passionsmusik und ein geistliches Chorwerk). Damit kann man zeigen, dass Künstler (Dichter und Musiker stellvertretend für die Menschheit, quasi als die vielzitierten „Seismographen der Gesellschaft“) nicht nur jeden Sonntag 50 fromme Minuten lang an Gott denken, sondern die immerwährenden Fragen und Mysterien sie durch ihr ganzes Leben begleiten, sie quälen und erfreuen, zweifeln und hoffen lassen – und so sollte es doch bei uns allen sein!

*Lieber Gunter, nun zu meiner dritten und letzten Frage: Man hat manchmal den Ein-*

■ **Wie man Gottesdienste musikalisch gestalten könnte? Meine Antwort ist ganz einfach: liebevoller und weniger konventionell!**

■ Man ist beinahe versucht, ein kulturelles Untergangsszenario zu entwerfen, wenn etwas so vital Muisches wie der Gesang aus der Alltagskultur verschwindet und nur mehr als Konsumgut konserviert und vermarktet wird.

*druck, das gemeinsame Singen wäre eine – wenigstens in unseren Breiten und außerhalb der Berufsmusik und des Chorwesens – verschwindende Tätigkeit. Wann singt der „normale“ homo austriacus denn überhaupt noch – außer vielleicht in der Badewanne? Am Fußballplatz oder in der Disko wird gelegentlich in hymnischen Ausbrüchen eher gegöhlt, in der Kirche ein wenig mitgesummt, manchmal – ja, bei „Stille Nacht“ oder „Großer Gott“ – noch tatsächlich gesungen. Musiklehrer vermelden, dass bei Buben das Singen als unmännlich gilt und, wenn überhaupt, verschämt betrieben wird. Das entspricht ja auch den Fakten des Musikkonsums, der sich ja zu größten Anteilen auf technische Musikwiedergabe beschränkt. Und die hört man in der Regel nebenbei und ohne wirkliche Aufmerksamkeit, als Musiktapete sozusagen. Music live ist ein Minderheitenprogramm. Ist lebendige Musik – vor allem die ursprünglichste Form: der Gesang – am Aussterben? Man ist beinahe versucht, ein kulturelles Untergangsszenario zu entwerfen, wenn etwas so vital Muisches wie der Gesang aus der Alltagskultur verschwindet und nur mehr als Konsumgut konserviert und vermarktet wird. Bin gespannt, wie Du einem kulturpessimistischen Lamento entkommen wirst ... Sei herzlich begrüßt! Paul*

Lieber Paul! Das gemeinsame Singen hat sich tatsächlich weitgehend aus dem Alltagsleben des Durchschnittsmenschen verabschiedet. Das ist sicherlich schade, aber aus meiner Sicht nicht der Untergang des Abendlandes. Viele andere kulturelle Angebote und Aspekte gleichen diesen Verlust aus. Es geht zwar etwas verloren, dafür entsteht etwas anderes – es handelt sich also um eine Verlagerung: Ich denke da etwa an die Breitenwirkung der Musikschulen, die vor allem in meinem Heimatland Oberösterreich mittlerweile zu einem starken und prägenden Kulturfaktor geworden sind. Sie bedienen keineswegs das Klischee, nur fiepene Blockflötenkinder, rockige Schrumm-Schrumm-Gitarristen oder rustikale Hm-ta-ta-Blasmusiker auszustoßen, sondern sorgen mittelfristig dafür, dass tragende Schichten der Bevölkerung eigene Erfahrungen mit Musik machen und so

Verständnis und Aufgeschlossenheit gegenüber künstlerischen Aktivitäten entwickeln. Ich denke daran, dass das Kulturangebot gerade auch abseits der Zentralräume immer dichter wird, Kulturvereine und -initiativen immer zahlreicher und aktiver werden und immer mehr Menschen diese Angebote auch wahrnehmen.

Ich denke auch daran, dass es – um noch einmal auf das Singen zurückzukommen – zahlreiche Projekte und Initiativen gibt, bei denen viele (auch junge) Menschen mit großer Begeisterung als Sänger teilnehmen und qualitativ beachtliche Leistungen erbringen: im Umkreis von 25 km rund um meinen Heimatort im Innviertel gibt es mittlerweile ein halbes Dutzend sehr guter Jugendchöre mit professioneller oder semiprofessioneller Leitung, es gibt Chorprojekte für Erwachsene, an denen viele Menschen teilnehmen, viel Zeit und Energie investieren und beachtliche Ergebnisse und schöne Aufführungen zustande bringen. (Nur als persönlich erlebtes Beispiel, nicht um mich selber ins Scheinwerferlicht zu rücken: Wir führen in Ried mit dem von mir geleiteten Orchester – bestehend aus Musikschullehrern, Musikschülern und Amateuren – regelmäßig auch Chor-Orchesterwerke auf und haben in Zusammenarbeit mit den Musikschulen und Chorverbänden der Region Projektchöre zusammengebracht, die Erstaunliches leisten: Brahms Requiem mit 120 Sängern, Carmina burana mit 200 Sängern usw. Und dasselbe gibt's – vielleicht eine Nummer kleiner – an anderen Orten und natürlich auch in anderen Bundesländern.)

Ich sehe es so, dass das Singen zwar von weniger Menschen ausgeübt wird als vielleicht noch vor 30 Jahren, dafür aber mit größerer Intensität und mit neu entstandenem Qualitätsbewusstsein. Die Welt ist kleiner geworden und die Region größer. Das ist anders als früher, aber nicht generell schlechter. Also: Keine Weltuntergangsstimmung aufkommen lassen! Wir alle können etwas dazu beitragen, dass das Kulturbewusstsein nicht verschwindet, und wir sollten uns dazu auch verpflichtet fühlen.

Liebe Grüße! Gunter.